

MALEREI

WOLS

Blumen des Bösen

Er verabscheute die Öffentlichkeit, den Ruhm und das Geld und erkannte, er könne „nur im Schmerz und in Armut arbeiten“. Denn die Malerei, so fand der Maler Wolfgang Schulze, der mit dem Namen Wols signierte, „ist keine Ware. Sobald ein Bild verkäuflich ist, hört es auf, ein Bild zu sein.“

Heute, zwölf Jahre nach seinem Tod, werden seine Bilder zu fünf- und sechsstelligen Summen auf dem Kunstmarkt gehandelt, die Kritiker preisen ihn als den „ersten Maler der Atom-Ära“ und den „Vater des Tachismus“.

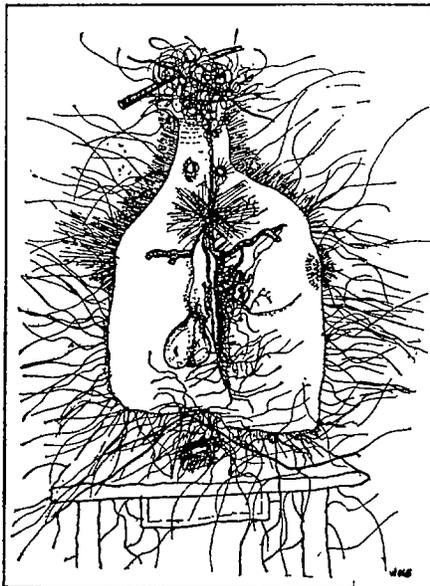
In einer ersten deutschen Wols-Monographie, die der Verlag DuMont Schauberg jetzt herausbringt, rühmt Werner Haftmann, unerschrockener Apologet der Moderne: „Wols ist der Primitive (einer) neuen Sensibilität*.“

Und Jean-Paul Sartre vergleicht im selben Buch die unheimlichen Strichgewebe und mikroskopischen Strukturen des einstigen Freundes und Protégés Wols — „dieser herrlichen Termiten“, „dieses grausamen Invaliden“, „dieses tragischen Genies“ — mit der poetischen Symbolwelt des Schweizer Malers Paul Klee: „Beide sind auf das Ganzheitliche und Kosmische gerichtet.“

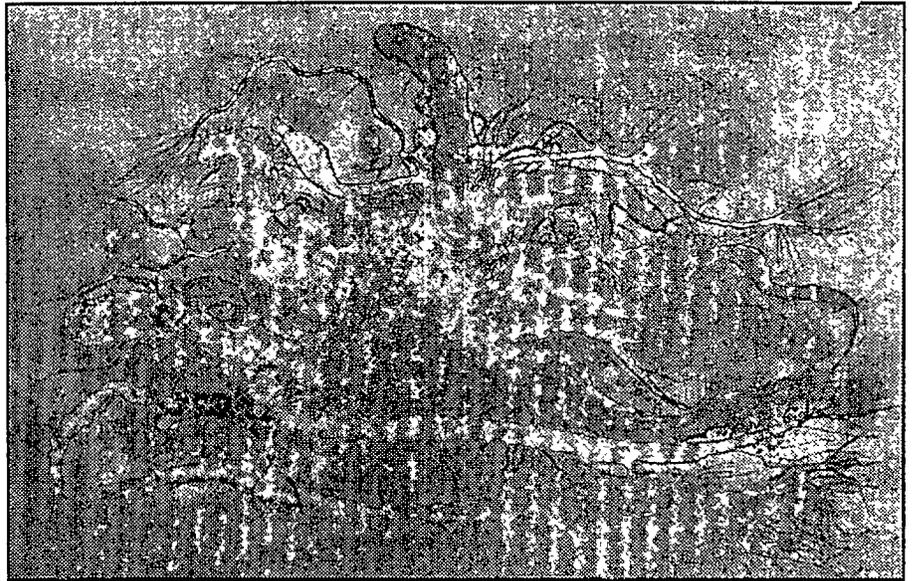
Wols hat auf den Zetteln, die er mit sich herumtrug, noch andere Wahlverwandte registriert. Er fand sie unter den Mystikern des Ostens, in den Nacht- und Schatten-Dichtern Novalis, Baudelaire, Poe und Rimbaud, in Modigliani und van Gogh, die — wie er meinte — „durch die Gesellschaft, und schneller als das Schlachtvieh“ getötet worden seien.

Der Verwandtschaftsanspruch war berechtigt. Das Werk des Otto Alfred Wolfgang Schulze, der 1913 als Sohn des späteren Chefs der Sächsischen Staatskanzlei Alfred Schulze in Berlin ge-

* Wols: „Aufzeichnungen“. Verlag M. DuMont Schauberg, Köln; 80 Seiten, 12 Farbtafeln, 14 Zeichnungen; 56 Mark.



Wols-Zeichnung
Die herrliche Termiten...



Wols-Gemälde „Verhextes auf dem Marsch“: Chimären aus der Flasche

boren wurde und 38jährig in Paris starb, war nicht minder exzentrisch als das seiner Geistesgenossen, sein Dasein nicht minder exalziert, abartig und düster.

Außergewöhnliches Kunsttalent hatte Wolfgang Schulze schon in seiner Kindheit und Jugend bewiesen. Er erhielt mit sieben Jahren ersten Geigenunterricht und brachte es mit achtzehn zu einer solchen Virtuosität, daß Fritz Busch, damals Generalmusikdirektor an der Dresdner Oper, sich erbot, ihn als Konzertmeister zu vermitteln.

Wols lehnte ab. Er wurde Photograph, arbeitete vorübergehend als Automechaniker in den Dresdner Mercedes-Werkstätten, plante ein Ethnologie-Studium am Frankfurter Frobenius-Institut und meldete sich schließlich 1932 mit Photomontagen und gegenständlich-surrealistischen Zeichnungen bei László Moholy-Nagy, Lehrmeister am „Bauhaus“.

Doch auch zu einem „Bauhaus“-Studium kam es nicht. Moholy, von den durch Klee inspirierten Arbeiten beeindruckt, riet vom Besuch einer Kunstschule ab. Wols ging nach Paris.

Moholys Empfehlungsbriefe verschafften ihm die Bekanntschaft mit Fernand Léger, Hans Arp und Alberto Giacometti; er arbeitete als Porträtfotograph, gab Deutschunterricht und lernte seine spätere Ehefrau Gréty kennen.

Nach einem kurzen Abstecher nach Dresden, wo er sein väterliches Erbe kassierte, ging Wols, versehen mit Gréty, einem altertümlichen Automobil, etlichen Photoapparaten und einem Projektionsgerät mitsamt Bildschirm, auf große Fahrt. Der Plan, mit einem Wanderkino durch Südfrankreich zu ziehen, schlug mangels Arbeitserlaubnis fehl; statt dessen reiste das Paar für zwei Jahre nach Spanien.

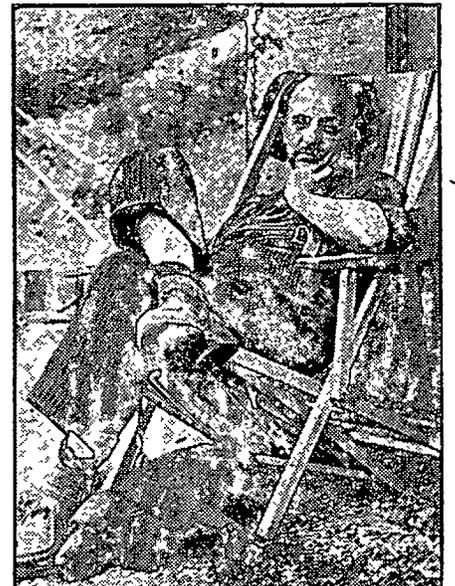
In Barcelona wurde für den inzwischen 22jährigen Vaganten der Auslandsaufenthalt zur politischen Emigration: Wols hatte sich geweigert, seiner Arbeitsdienstpflicht in Deutschland nachzukommen. Die Folge waren Mißhelligkeiten durch deutsche Konsulate, Denunziationen und schließlich, nach drei Monaten Gefängnishaft, die Ausweisung nach Frankreich.

Vier Jahre danach kam es zum zweiten Freiheitsentzug. Wols wurde nach

Kriegsausbruch interniert und verbrachte vierzehn Monate in französischen Lagern. Um einer dritten Verhaftung, diesmal durch die deutschen Besatzungstruppen, zu entgehen, retrierte er nach seiner Entlassung Ende 1940 in den unbesetzten Teil Frankreichs. Mit Gréty, die er inzwischen geheiratet hatte, etablierte er sich in dem Küstenort Cassis bei Marseille, zwei Jahre später, wiederum auf der Flucht vor seinen nachrückenden Landsleuten, in einer brüchigen Hütte außerhalb des Provence-Fleckens Dieulefit.

In den Einsiedeleien von Cassis und Dieulefit fand Wols hinreichend Muße, seiner Malerei und seiner Neigung zum Alkohol, den er im Lager schätzen gelernt hatte, nachzugehen. „Seine erste Sorge war, die Schnapsflasche zu füllen“, erinnerte sich der Schriftsteller und Wols-Freund Henri-Pierre Roché: „Wenn sie voll ist, fühlt man sich ruhig. Er trinkt von Zeit zu Zeit einen ganz kleinen Schluck, regelmäßig, den ganzen Tag. Er feuchte sich an wie der Docht im Feuerzeug.“

Derart angefeuchtet, arbeitete er an seinen Zeichnungen und Aquarellen in



Maler Wols
... beging Selbstmord bei Tag und Nacht

allerkleinstem Format. „Das Maß der Handfläche ist heilig“, erklärte er, „ein winziges Blatt Papier kann die ganze Welt enthalten.“

Doch die Welt, die Wols nun auf seinen Miniaturblättern fixierte, war nicht mehr so hell und auch nicht mehr so leicht verständlich wie die seiner früheren Bilder.

An die Stelle annähernd naturalistisch geformter Fabelwesen und surrealistischer Traumgespinste trat jetzt, vergleichbar etwa den Gedankenassoziationen im modernen Roman, die Improvisation, die psychische Regungen unmittelbar festzuhalten versuchte; an die Stelle der „Traumgärten Klees“ traten — so Haftmann — „Ausdünstungen des Bösen, Blumen des Phallischen, Haß des Geschlechts, die abstrakte Wut und immer wieder die blutende Wunde der Welt ... Eine neue Spontaneität, außerhalb jeder Kontrolle, überwältigt die Ausdrucksmittel.“

Diese neue Spontaneität, Gestalt gewordenes Delirium, produzierte eine Art von alpträumhaft-vieldeutigen Vexierbildern, in denen Gestein sich belebt, Augen aus wuchernden Pflanzen blicken, Gewürm menschliche Formen annimmt und Wurzelwerk sich in Tiere verwandelt. Es wimmelt von Spinnen, Kraken und Krustentieren, die zugleich auch Menschenklumpen sein könnten.

Diese panische Exaltation, genährt von Mangel an Schlaf, Appetitlosigkeit und einem sich steigernden Alkoholkonsum, nahm noch zu, als Wols, zusammen mit Gréty und einer Tragtasche voller Steine, 1945 nach Paris zurückkehrte. Wols wurde vollends zum Sonderling.

Um eine erste Wols-Ausstellung, die auf Betreiben von Ehefrau Gréty und Freund Roché in der Galerie René Drouin eröffnet wurde, zu verhindern, bemühte er sich um ein polizeiliches Verbot — allerdings vergebens. Die Vernissage fand statt, blieb jedoch ohne Erfolg.

Auch sonst hielt er mit Eigenheiten nicht zurück. Als sein gelber Hund und „engster Vertrauter“ (Roché) ein kleines Mädchen in den Schenkel gebissen hatte, malte er ein Aquarell in Rosa und Rot nach der Wunde des Kindes.

Ein weiteres Gemälde ließ Wols, der inzwischen auch großformatig arbeitete und mit seinen chimärischen Leinwandbildern eine neue Art Malerei, „Abstraktion Lyrique“ oder „Tachismus“ genannt, begründet hatte, auf der Klosett-Tür einer der zahlreichen Wohnungen zurück, die er um Saint-Germain-des-Prés bezog und „unter fürchterlichen Szenen“ (Haftmann) wieder verließ. Die Miete beglich Freund Sartre.

Und während Gréty, ärmlich gekleidet, mit seinen Bildern hausieren ging — er hinterließ, neben rund hundert Ölbildern, mehrere Tausend Aquarelle —, lag Wols überwach in seinem Hotelasyl und starrte auf die riesige Himmelskarte, die er an die Decke geheftet hatte; er klimperte auf dem Banjo Bach-Melodien oder arbeitete an einem seiner Blätter.

Sartre erinnert sich dieser letzten Jahre seines Freundes: „Die Haltung von Wols radikalisierte sich jetzt ... Großherzig ohne Wärme, aufmerksam aus Gleichgültigkeit, so betrieb dieser prinzipielle Vagabund Tag und Nacht seinen fruchtbringenden Selbstmord ... Jeden Tag war er ein bißchen mehr tot.“

1951 ließ sich Wols, der jetzt unter Sehstörungen litt, zu einer Alkohol-Entziehungskur ins Hospital einliefern. Gefährtin Gréty fand währenddessen ein Domizil auf dem Lande, und Wols kehrte nach zwei Monaten Kur, einigermaßen wiederhergestellt, zurück und begann weiterzuarbeiten. „Seine Flasche“, entsann sich Roché, „steckte nicht mehr in der Tasche.“

Wenige Monate später, am 1. September 1951, starb Wols, vom jahrelangen Rum-Verbrauch geschwächt, an einer Pferdefleischvergiftung.

In seiner Aphorismen-Sammlung hatte er vermerkt: „Malerei — oder keine Malerei, Wols ist das schnuppe.“

MEDIZIN

KREBS-MEDIKAMENTE

Bausteine des Todes

Die Festrede war nicht verheißungsvoll. Der Wissenschaftler erklärte, die Chemotherapie habe sich zwar „zu einem kräftigen Jungen entwickelt, der mehr Leben gerettet hat als jeder an-



Krebsforscher Karnofsky
Schlüssel zur Zelle gesucht

dere auf therapeutischem Gebiet“. Aber: „Der junge Athlet ist geistig etwas zurückgeblieben.“

Was Professor Davis aus Boston (USA) letzte Woche vor dem 3. Internationalen Kongreß für Chemotherapie in Stuttgart damit verdeutlichen wollte, war die Erkenntnis, daß die Chemotherapeuten durch Herumprobieren chemische Waffen gegen mancherlei Krankheiten entdeckt haben, aber noch immer nicht genau wissen, was in kranken Zellen des menschlichen Körpers eigentlich geschieht. So galt der negative Aspekt des Davis-Vergleiches insbesondere für das wichtigste Kongreßthema: Bekämpfung des Krebses durch Medikamente.

Seit die Mediziner erkennen mußten, daß mit den klassischen Methoden der Krebsbehandlung — Operieren und Bestrahlen — allenfalls 20 bis 30 Pro-

zent der Krebskranken geheilt werden können, richten immer mehr Mediziner ihre Hoffnungen auf Anti-Krebs-Medikamente. Die Wissenschaftler sind sich darin einig, daß durch Stahl und Strahl nur noch minimale Verbesserungen der Überlebensstatistiken zu erwarten sind.

Hoffnungen auf eine wirkungsvolle Krebsbekämpfung mit chemischen Mitteln waren erstmals aufgekommen, als 1941 der Amerikaner Huggins zeigte, daß Geschwülste eines bestimmten Typs mit Hormonen bekämpft werden können. Huggins behandelte damals Patienten, die an Prostata-Krebs litten, mit dem synthetischen Hormon Stilböstrol.

„Der Bann der vermeintlichen Unangreifbarkeit“ des Krebses war damit gebrochen, wie der Freiburger Pharmakologe Professor Druckrey die Bedeutung dieser Entdeckung umschrieb. Nun begannen Forscher in aller Welt nach Substanzen zu suchen, die Krebszellen zu schädigen vermögen (Zytostatika).

Die Forscher wußten bereits, daß sich Krebszellen in mindestens drei Eigenschaften von normalen Körperzellen unterscheiden: Krebszellen

- ▷ teilen sich häufiger,
- ▷ haben einen lebhafteren Stoffwechsel und
- ▷ wachsen schneller.

Während der letzten Jahre wurden in den Krebsforschungslaboratorien wissenschaftlicher Institute und pharmazeutischer Unternehmen denn auch Hunderttausende von Substanzen getestet. Tatsächlich erwiesen sich zahlreiche Stoffe als geeignet, Krebsgeschwülste bis zu einem gewissen Grad zu schädigen. Je nach der Funktion, die gestört wurde, teilten die Mediziner die wirksamen Präparate in drei Hauptgruppen ein:

- ▷ Antimitotika. Sie unterbrechen die Zellteilung (Mitose) und bremsen somit das Wuchern der Krebsgeschwulst.
- ▷ Antimetaboliten. Sie hemmen den Stoffwechsel (Metabolismus) der Zellen und stören damit deren Funktion.
- ▷ Alkylierende Agenzien. Sie hemmen das Wachstum der Zelle, indem sie lebenswichtige Enzyme durch eine chemische Reaktion (Alkylation) blockieren.

Mit vielen Präparaten aus diesen Gruppen konnten die Ärzte Teilerfolge erzielen: Krebsgeschwülste bildeten sich zeitweise zurück, den Todkranken verschafften die Zytostatika eine Gnadenfrist.

Der große Durchbruch in der Krebsbekämpfung jedoch blieb aus. Keine der Substanzen beseitigte Krebszellen, wie etwa Penicillin die Erreger von Infektionskrankheiten im Körper abtötet.

Der bedeutsamste Mangel aller bislang entwickelten Zytostatika: Sie schädigen nicht allein die Krebszellen, sondern — wenn gleich in geringerem Maße — auch die gesunden Organe. „Die Tumorthérapeutika“, stellte der Heidelberger Krebsforscher Professor Hans Lettré in der vergangenen Woche fest, „sind in Wahrheit nur zellschädigende Verbindungen.“

Wirkliche Krebsmedikamente müßten, so forderte Lettré, nicht bei den Symptomen der Zellveränderungen ansetzen,